

Prolog

Marlok lief zwischen den Zelten entlang und verfluchte sein Schicksal.

Er stammte aus Milifirien – aus dessen Hauptstadt Fesi3n – und hatte bereits vor Monaten hilflos mitansehen m3ssen, wie Zoranos Heerscharen die Stadt und in den Wochen darauf das ganze Land unterworfen hatten.

Zorano!, dachte der junge Mann voller Zorn. Er hatte ihm seine Familie, seine Heimat, und seinen Stolz geraubt. Wie so viele andere M3nner Milifiriens war Marlok versklavt worden. Er h3tte sich damals entscheiden k3nnen zu sterben, aber Marlok war keiner von denen, die freiwillig den Weg in die Hallen der G3tter antraten.

Und nun war er hier; im Feindeslager, einen Tagesmarsch von der Belfang'schen Hauptstadt Rivania entfernt, dazu verdammt, die einzige Person aufzusuchen, die er noch mehr hasste als den Schattenf3rsten.

Er wandte sich nach rechts und folgte dem schlammigen Pfad. In der Ferne erblickte er ein dunkelrotes Zelt. Marlok schluckte. Durch seine nackten F33e krochen Feuchtigkeit und K3lte in seinen K3rper, doch waren sie nichts, verglichen mit dem, was auf ihn wartete.

Angewidert betrachtete Marlok die zwei muskul3sen, in lederne Kriegstracht gekleideten Loroks, die den Zeltingang bewachten. Sie kreuzten ihre Speere.

Marlok blieb einige Schritte vor ihnen stehen. Ihre bernsteinfarbenen Augen bohrten sich in seine gr3nen und musterten ihn kalt und berechnend.

3ber Marloks nackten Oberk3rper zog sich ein Brandmal in Form einer Schlange; die schmutzige Hose; verfilztes Haar, das ihm in losen Str3hnen vor die Augen fiel - sein Stand innerhalb der Armee war nicht schwer zu erraten.

„Was willst du?“, keifte der gr33ere Lorok.

Marloks Zunge schien wie bet3ubt.

„Ich... Knorla, Kommandant des westlichen Lagers, schickt mich mit einer Nachricht f3r Dorzan.“

Der Lorok trat n3her. Marloks Muskeln verkrampften sich. Er roch den fauligen Atem, den Gestank von rohem Fleisch – der Nahrung der Loroks w3hrend des bisherigen Marsches.

„Dorzan hat keine Zeit, um Sklaven anzuh3ren!“

In Marlok regte sich eine Spur von Trotz.

„H3rt ihr nicht, was ich sage? Knorla schickt mich!“

Die Loroks warfen sich einen absch3tzenden Blick zu, bevor derjenige, der bisher geschwiegen hatte, knurrte:

„Beweg dich!“

Er schob die Planen, die den Eingang verdeckten, auseinander, und wies Marlok an, ihm zu folgen. Der Sklave tat wie gehei3en und trat ins Zelt. Er kam sich wie in einem kleinen Palast vor. Teppiche schm3ckten den Boden, 3berall standen silberne Fackelhalter; die Flammen w3rmten den Raum und warfen flackerndes Licht auf die Gestalt am anderen Ende des Zeltes. Sie sa3 an einem breiten Rundtisch; darauf

türmten sich zahlreiche Landkarten. Im Schein der Kerzen glänzte eine schwarze Rüstung.

Mit Mühe löste Marlok den Blick und lenkte diesen durch den Raum. Es roch nach Feuer und Kohle.

„Herr, der Sklave sagt, Knorla schickt ihn mit einer Nachricht.“

Ohne sich umzudrehen, entgegnete die sitzende Gestalt:

„Lass den Sklaven und mich allein.“

Die eiskalte Stimme ließ Marlok frösteln.

Der Lorok scharrte mit den Füßen. „Gebierter, vielleicht sollte ich-“

„Verschwinde!“

„Zu Befehl.“

Die Bestie warf Marlok einen feindseligen Blick zu und entfernte sich aus dem Zelt. Die Luft schien zum Bersten gespannt. Marloks Herz pochte, als Dorzan sich umwandte. Ihm kam es so vor, als starre er auf eine schwarze, glatte Wand. Alles – angefangen von den eisenbeschlagenen Stiefeln bis hin zum Helm, in den ein Visier eingelassen war – schien wie maßgeschneidert.

Dorzan erhob sich von seinem Stuhl. Marloks Beine zitterten. Abermals erklang die zischende, unmenschlich wirkende Stimme:

„Du bist der Sklave, der mir gestern Bericht erstattet hat.“

Es war eine Feststellung, keine Frage.

„Ja, Herr.“

„Nenn mich beim Namen!“, fauchte der Heerführer.

„Wie Ihr befiehlt, Dorzan.“

Dorzan faltete die Hände.

„Was hast du mir zu sagen?“

Marlok dachte an Knorlas Botschaft.

„Dofûm und seine Zwerge aus den Alet-Bergen sind eingetroffen. Er will mit Euch sprechen.“

„Ausgezeichnet.“

Dorzan sank zurück auf seinen Stuhl, das verborgene Antlitz unverwandt auf Marlok gerichtet.

Marlok hasste es, mit dieser Wand aus nacktem Stahl zu sprechen, einer Wand, die ihn in Sekunden hätte zermalmen können.

„Wie viele Zwerge folgen Dofûm?“

„Knorla sprach von sechshundert, vielleicht mehr.“

Dorzan nickte.

„Eine äußerst erfreuliche Botschaft. Wie lautet dein Name?“

„Marlok.“

„Nun Marlok, dann hör mir jetzt genau zu: Morgen, gegen die Mittagszeit, erreichen wir Rivania. Es wird Blut fließen, Soldaten werden sterben...“

Marlok ballte die Fäuste.

„Ich kenne Eure Grausamkeit! Ihr foltert und tötet Sklaven, wenn Euch gerade der

Sinn danach steht.“

Im nächsten Augenblick bereute Marlok seine Worte. Er rechnete mit einem Wutausbruch seitens Dorzan, doch der blieb aus. Der Heerführer hockte nur da und schwieg. Dann flüsterte er:

„Weißt du, weshalb ich Sklaven umbringe?“

„Für so etwas gibt es keinen Grund!“

Marlok staunte selbst über seine Worte, doch sein Hass war stärker als seine Furcht.

„Natürlich gibt es einen Grund.“

Dorzan tastete nach einem goldenen Kelch, der am Rand des Tisches stand und matt glänzte. Vier Saphire schmückten den Griff; Marlok hätte den Kelch bewundert, wäre er nicht Eigentum eines Schlächters gewesen. Dorzans behandschuhte Finger glitten darüber. Als er wieder sprach, klang seine Stimme fast menschlich:

„Mein Lehrmeister überreichte mir diesen Kelch. Er sagte, ich würde in all meinen Schlachten Sieg um Sieg erringen, sofern ich von nun an jeden Tag die Essenz des Kriegsgottes Gorra trinke – und zwar aus diesem Kelch. Er verriet mir nie, woher das Artefakt stammte. Es muss einem mächtigen Ort entsprungen sein.“

Er hielt inne und ließ seine Worte wirken.

Marlok war irritiert. Dorzan, oberster Befehlshaber von Lord Zoranos Armee, sprach mit ihm über seine Vergangenheit. Wieso? Und dann traf ihn die Erkenntnis wie ein eiskalter Schlag ins Gesicht.

„Ihr werdet mich töten...“

Marlok schaute auf den spiegelglatten Helm vor ihm; sein eigenes, entsetztes Gesicht starrte ihm wie eine groteske Maske entgegen. Dorzans Ton klang erschreckend belanglos:

„Ich sprach von Gorra, dem Kriegsgott. Du musst wissen: Er unterschied nicht zwischen Arm und Reich. Für ihn zählte, wer die Würde, Stärke, Gier und Wille besaß, ein wahrhaft vollkommener Krieger zu werden. Diesem Umstand verdanken wir ‘Vandaflam’, eine Mischung aus elfischem Wein und Sklavenblut.“

Er verstummte, stand auf, zog ein mit Stacheln gespicktes Schwert, und hielt es Marlok entgegen. Im Schaft funkelten Saphire.

„Bitte... Dorzan... ich habe mir keinen Fehltritt erlaubt. Eure Offiziere haben sich über meine Arbeit nie beklagt.“

„Ich weiß“, erwiderte Dorzan mit einer Stimme, die nun wieder wie das Zischen einer Natter klang. „Deshalb wähle ich dich. Dein Blut wird mir den Weg in eine siegreiche Schlacht ebnet.“

Marloks Augen weiteten sich, er zitterte am ganzen Körper.

„Ihr könnt doch nicht... so würde kein ruhmreicher Heermeister handeln...“

„Ich schon!“, entfuhr es Dorzan und mit der Wucht eines Prellbocks stieß er zu.

Schmerz. Unvorstellbarer Schmerz. Die Klinge schnitt in sein Fleisch, die Eingeweide zerrissen. Marlok röchelte. Dorzan würde ihn quälen. Er würde die Klinge nicht herausziehen, ehe Marlok seinen Blutungen erlag. Sein Geist trübte sich und ließ nur noch Raum für eine einzige Frage.

„Wer?“, stöhnte der junge Sklave und jede Faser seines Körpers schien zu bersten, „welcher verfluchte Lehrmeister bringt so eine Bestie wie dich hervor?“

Dorzan hielt den Schwertgriff fest umklammert. Er beugte sich vornüber, bis sein Visier nur noch einen Hauchbreit von Marloks Gesicht entfernt war.

„Der Nekromant.“

Dorzan zog die Klinge aus seinem geschundenen Leib und Marlok hauchte sein Leben aus.

Voller Verachtung blickte Dorzan auf die Leiche zu seinen Füßen. Sie war nicht mehr als ein weiteres seiner ungezählten Opfer. Er rief einen der wachhabenden Loroks hinein und befahl, das Blut in einer Phiole zu sammeln. Er selbst trat ins Lager hinaus, über das sich allmählich Dunkelheit legte.

Dorzan betrachtete die Fackeln, welche entzündet worden waren. Flammen!, schoss es ihm durch den Kopf und er grinste.

Ja, Rivania würde sich morgen ebenfalls in ein Flammenmeer verwandeln.

Rivania würde brennen.

1

Die Reise geht weiter

Benalir starrte in das prasselnde Feuer. Funken stoben auf und erhellten die Nacht. Er wandte den Kopf mit dem schulterlangen, dunkelbraunen Haar und betrachtete die in Decken eingewickelte Gestalt, die neben dem Feuer auf dem Waldboden lag und friedlich atmete.

Benalir lächelte. Er schlang seinen Mantel fester um sich und warf Äste ins Feuer. Während er Solofs Atem lauschte, dachte er über sich selbst und seine Herkunft nach. Wer bin ich?

Vor ein paar Wochen wäre ihm die Antwort nicht schwer gefallen. Er war ein fünfzehnjähriger Schmied aus Belfang gewesen, der mit seinem Vater ein einfaches, hartes und überschaubares Leben geführt hatte. Doch dieses Leben war innerhalb weniger Tage wie eine morsche Brücke zusammengebrochen.

Einen Grund verkörperte Lord Zorano, der größte und zugleich grausamste Magier Saranias, der Welt, die Benalir sein Zuhause nannte, und die der Hexenmeister seit Jahren bekriegte und verwüstete.

Der zweite – und für Benalir weitaus wichtigere – Grund war jedoch eine Prophezeiung, die ihm die Bürde aufgetragen hatte, den finsternen Zorano zu stürzen und Sarania eine Epoche des Friedens zu schenken.

All dies hatte er vom Waldelfen Erlon erfahren und die schier unglaubliche Wahrheit war nur der Beginn einer Reihe von Ereignissen gewesen, die seitdem unaufhörlich ihren Lauf genommen hatten.

Seine Gedanken kreisten gerade um Alana und Giano – seine beiden Gefährten, die ihn begleitet hatten, bis sie gewaltsam von ihm getrennt worden waren -, als er plötzlich Stimmen hörte; Stimmen, die mit jeder Sekunde lauter wurden. Furcht wallte in ihm auf. Er zitterte. Inzwischen war er nicht mehr irgendwer, kein einfacher Junge wie früher, sondern eine Bedrohung für Zorano. Das Gefühl, gesucht und gejagt zu werden, quälte ihn Tag und Nacht. Wer zieht zu so später Stunde noch umher?

Er schlich zu Solof hinüber und rüttelte an den Schultern des Magiers. Der alte Mann schreckte aus dem Schlaf. Die kristallblauen Augen blickten wachsam.

„Was ist los?“

„Stimmen, ganz in der Nähe“, flüsterte Benalir und zeigte in die Richtung, aus der die Stimmen erklingen waren. Solof lauschte.

„Teufel nochmal, das Feuer!“, zischte er. „Olûra!“

Mit einem Mal war es stockfinster. Benalir fühlte sich, als wäre er soeben in die Schwärze eines Sees eingetaucht.

„Bleib am Boden“, wisperte Solof, dicht neben ihm. Benalir gehorchte. Sein Atem ging schnell und ungleichmäßig. Er kauerte am Boden und horchte. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, auch schienen seine Ohren empfindlicher als sonst zu reagieren.

Das, was er hörte, wirkte wie Getrommel – Getrommel und Schlachtgesang.

„Was ist-?“

„Leise!“, erstickte Solof seine Frage. „Sieh hin!“

Benalir keuchte. Etwa fünfzig Schritte von ihnen entfernt machte er lodernde Fackeln aus. Wie flackernde Irrlichter erhellten sie einen schmalen Waldweg und wurden von Menschen getragen, die Benalir in dieser Form noch nie gesehen hatte: Ihre kahlrasierten Schädel schimmerten im Fackellicht; die nackten Oberkörper perlten vor Schweiß. Hosen und Stiefel wirkten schlicht – Kleidung, in der man sich leicht vorwärts bewegte.

Erst, als Benalir genauer hinschaute, erkannte er, dass eine Art Kriegsbemalung ihr Gesicht und ihren Körper schmückte: Feine, schwarze Linien zogen sich wie Verästelungen eines Baumes darüber.

Ein muskulöser Hüne führte die Männer an. In seiner Hand hielt er einen Speer. Die übrigen Gestalten trugen Säbel und Dolche, die an ihren Gürteln baumelten. Doch es war die Gestalt neben dem Hünen, die Benalirs Aufmerksamkeit erregte. In schwarze Gewänder gehüllt, schritt sie leichtfüßig über den Waldboden.

Plötzlich hob der Anführer seine Hand. Die Stimmen verstummten.

„Warum gehen wir nicht weiter?“, ertönte ein Ruf.

„Ruhe!“

Die Stimme des Hünen schnitt wie eine Klinge durch die Nacht. Er machte einen Schritt in die Richtung, wo Benalir und Solof kauerten.

Benalir hielt die Luft an; Solof zuckte.

„Ich könnte schwören“, knurrte der Anführer, „dass hier eben noch ein Feuer brannte. Farak, Muldor, seht euch um! Wir ziehen weiter!“

Panik schnürte Benalir die Kehle zu. Er warf Solof einen angsterfüllten Blick zu. Die zwei Männer lösten sich aus der Marschkolonne und bewegten sich auf die Gefährten zu. Benalirs Herz raste. Ihn graute es beim Gedanken daran, was die Männer mit ihnen anstellen würden, wenn sie sie entdeckten. Er versuchte, Solofs Miene zu deuten, als urplötzlich die schwarz gewandete Gestalt sprach:

„Spart euch die Mühe, Tangarius.“

In der ruhigen Stimme schwang ein gefährlicher Unterton mit. Farak und Muldor hielten inne.

„Eure Männer schwitzen wie Tiere und vernebeln Euch die Sinne.“

Der Angesprochene – Tangarius – wirkte ungehalten, doch offenbar wagte er nicht, zu widersprechen. „Aber, Estar, glaubt Ihr nicht, es wäre besser-“

„Genug!“, schnitt Estar ihm das Wort ab. „Was bildet Ihr euch ein? Dass im Wald Zauberer und junge Burschen herumkriechen, die wertvollen Schmuck tragen? Lächerlich.“

„Wenn Ihr meint.“

Tangarius grummelte etwas Unverständliches, dann befahl er Farak und Muldor, kehrtzumachen, und trieb seine Leute voran. Sein Begleiter, Estar, folgte, wandte zuvor jedoch den Kopf und blickte genau auf die Stelle, wo Benalir und Solof hockten. Er schritt ebenfalls in ihre Richtung. Sein Mantel schleifte über die Erde;

Blätter raschelten. Benalirs Herz schlug höher.

Er weiß es! Seine Worte, seine Andeutungen... aber warum verrät er uns nicht? Wer ist der Kerl?

Die Augen des Mannes namens Estar glühten gelblich und schienen Benalir regelrecht zu durchbohren. Auf einmal – und Benalir zweifelte, ob er nicht ein Hirngespinnst sah – legte der Fremde einen Finger auf die Lippen, drehte sich um und ging davon.

Die mysteriöse Gestalt hinterließ ein brennendes Verlangen in Benalir. Vielleicht konnte Solof sich einen Reim darauf machen.

„Wer sind die Männer?“

Er sprach so leise wie möglich. Solof zögerte; der Schlachtgesang setzte nun wieder ein und die Männer verschwanden in der Dunkelheit.

„Ich kann dir nur eins sagen: Sie dienen Lord Zorano.“

„Woran?“

„Woran ich das erkenne? Schau dir die Banner an!“

Erst jetzt fielen Benalir die vier Fahnenträger auf. Das Wappen, das sie trugen, erschien ihm wie ein schwarzer Schleier. Darauf prangte eine scharlachrote Schlange.

„Eine rote Schlange auf schwarzem Grund.“ In Solofs Stimme schwang Verbitterung mit. „Das Symbol des Schattenfürsten.“

Benalir zuckte; einmal mehr wurde ihm klar, wie wenig er als ‚Auserwählter‘ über seinen Feind wusste.

„Der Mann in den schwarzen Gewändern... er weiß, dass wir hier sind, oder?“

„Davon gehe ich aus. Ich konnte nicht in seinen Geist eindringen. Nur Magier besitzen die Fähigkeit, ihre Gedanken gänzlich zu verbergen.“

„Wieso hat er uns nicht verraten? Seine Worte, sein Blick, seine Geste... was steckt dahinter?“

Solof schwieg und wartete, bis auch die letzten Männer davon marschiert waren. Das Fackellicht verglomm; allmählich breitete sich wieder Dunkelheit im Wald aus.

„Ich weiß es nicht. Was wissen wir über diesen Mann? Er zieht mit Zoranos Truppen und es liegt nicht in seinem Interesse, dass man uns gefangen nimmt. Wer immer er auch sein mag, ihn umgibt eine seltsame Aura. Jetzt schlaf ein wenig. Sobald es dämmt, ziehen wir weiter.“

Benalir befolgte Solofs Rat, obgleich es ihm schwerfiel, nach dem Anblick von Zoranos Häschern Ruhe zu finden.

Vor zwei Tagen hatten sie Bulfir, Solofs Heimatdorf, verlassen, um das Unterfangen, Alana, Giano und Danfalius aus den Klauen des Feindes zu befreien, in Angriff zu nehmen.

Die bisherige Reise war ohne Zwischenfälle verlaufen; ein stetiger Marsch, bei dem der Weg das Ziel bildete. Doch die heutige Nacht hatte Benalir die harte Wirklichkeit gezeigt. Der Krieg wucherte wie eine Krankheit in Sarania.

Er schloss die Augen. Verworrene Bilder jagten durch seinen Kopf: Alana, Giano und Danfalius, in einer feuchten Zelle, mit ausgemergelten, verzweifelten Gesichtern, übersät von Schnitten und Blutergüssen. Und da war auch Kenitra, der teuflische Wolfsreiter, einer von Zoranos Vasallen. Er lachte heiser und ergötzte sich am Leid der Gefangenen.

Nach und nach gewann der Traum die Kontrolle über Benalirs Geist.

Er stürzte in die Zelle.

„Genau“, zischelte Kenitra, „sei ein treuer Gefährte und komm her. Blicke in mein wahres Gesicht!“

Er gehorchte und näherte sich der vermummten Kreatur. Würde der Teufel ihm seine Fratze zeigen?

„Hierher.“

Kenitra deutete auf eine Stelle vor ihm, bis Benalir stehen blieb.

„Zeig dich!“, schrie er und hielt den Atem an, als der Zurdrük seine Kapuze ablegte. Benalir schrie, doch niemand hörte ihn. Er blickte in wabernden Nebel, der einen fauligen Geruch verströmte. Er wollte wegrennen, um sich schlagen, aber nichts davon glückte ihm. Das Letzte, was er sah, war eine Klinge, die aus der Scheide fuhr, blitzte, und auf ihn zuraste...

„Benalir!“

Mühsam erlangte der Junge sein Bewusstsein wieder. Er schwitzte und zitterte am ganzen Leib. Benalir schaute auf. Solof beugte sich über ihn, eine Fackel in der Hand. Seine Miene verriet Besorgnis.

„Alles in Ordnung?“

„Ich bin nicht sicher...“

Benalir rappelte sich auf und befühlte sein Herz. Es raste wie verrückt.

„Was ist passiert?“

Der Magier reichte Benalir den Wasserschlauch.

„Trink einen Schluck.“

Während Benalir trank, seufzte der Magier, und sprach schließlich:

„Du hast gezappelt, als wärst du nicht mehr Herr deiner Sinne. Dann hast du geschrien wie unter der Folter. Es war fast unmöglich, dich zu wecken.“

Solof legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Sobald du dich besser fühlst, brechen wir auf.“

Furcht strömte wie flüssiges Gift durch Benalirs Adern.

„Was geschieht mit mir? So wie jetzt... beim Traum... so habe ich mich noch nie gefühlt.“

Seine Furcht verstärkte sich noch beim Anblick von Solofs Gesicht. Darin spiegelte sich eine Besorgnis wider, die Benalir bei ihm – auch wenn er ihn erst seit ein paar Tagen kannte – so noch nie gesehen hatte.

„Im besten Fall“, sagte Solof zögerlich, „hattest du bloß einen Albtraum.“

Benalir leuchtete ein, dass Solof hinter seinem Anfall weit mehr vermutete als einen Traum. Der Magier befühlte seine Stirn, ehe er fortfuhr:

„Es könnte aber auch sein – und das halte ich für wahrscheinlicher -, dass Kenitras Dolch eine bleibende Wunde in dir hinterlassen hat. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich kenne einen Heiler in Mildrid. Vergiftungen zählen zu seinem Fachgebiet.“

Solof stand auf und sammelte ihre Sachen vom Boden. Benalir folgte seinem Beispiel, allerdings mit weitaus weniger Tatkraft. Ihn beschlich die ungute Ahnung, dass diese Nacht in mehrfacher Hinsicht bedeutsam gewesen war.

2 Der Wächter

Es dämmerte bereits, als Benalir und Solof aufbrachen; ein schneidender Wind peitschte ihre Gesichter. Ihr Weg führte nach Süden.

Mit jedem Schritt – und diese Tatsache trug nicht dazu bei, dass sich Benalirs Laune besserte –, rückte das Feindesland näher. Nach einer Weile ließen sie den Wald hinter sich und kamen in eine Gegend, die laut Solof keinen Namen besaß. Auf den Hügeln wuchsen nur spärlich Pflanzen.

Benalir versuchte, sich nur auf den Weg vor ihm zu konzentrieren, was ihm angesichts der letzten Nacht mehr als schwerfiel. Er zwang sich, nicht weiter an seinen Anfall zu denken und tastete nach dem Ring der Gnublungen; das erste der drei geheiligten Artefakte, die er finden und zusammenführen musste, um die Prophezeiung zu erfüllen und Zorano zu stürzen. Er trug ihn am linken Ringfinger. Der Ring fühlte sich kalt und hart an.

Benalir seufzte und blieb dann abrupt stehen. Es war nur ein schwacher, rötlicher Schein, doch der Ring der Gnublungen schimmerte. Bevor er Solof warnen konnte, machte dieser halt und hob die Hand.

Er trat neben ihn. Der Magier blickte düster.

„Loroks.“

Benalir japste, dann riss er das rubinbesetzte Schwert, das er seit dem Beginn seines Abenteuers bei sich trug, aus der Scheide.

„Den Geräuschen nach ein kleiner Trupp“, sagte Solof und zückte gleichsam eine Klinge, die Benalir zum ersten Mal sah. Anscheinend verließ sich sein Gefährte nicht bloß auf Magie.

Solof schaute den Jungen warnend an.

„Bleib in meiner Nähe! Achte auf deine Deckung!“

Er legte seinen Vorratsbeutel ab. Benalir nickte und schluckte, als auf einem Hügelkamm vier Loroks auftauchten. Sie waren mit nichts weiter als einem Lendenschurz bekleidet.

Es dauerte zwei oder drei Sekunden, bis sie die Gefährten erspähten. Sie brüllten und stürmten den Hügel hinab.

Benalir umklammerte sein Schwert. Auf einmal stutzte er. Täuschte er sich oder wirkten diese Loroks knochiger und abgemagerter als die, denen er vor Fulna begegnet war? Doch ihm blieb keine Zeit zum Nachdenken. Eine der Kreaturen lief auf ihn zu. Ihr Krummschwert sauste herab. Er wehrte den Schlag ab, während Solof sich den übrigen Löwenmenschen stellte. Der Zauberer bewegte sich für sein Alter erstaunlich gewandt und glich damit seine fehlende Schnelligkeit aus. Immer wieder griffen die Loroks an, versuchten, seine Deckung zu durchbrechen, und immer wieder scheiterten sie.

Benalir besann sich wieder auf seinen Gegner, der wuchtig, aber nicht gezielt zustieß. Ein ums andere Mal wich er den Schlägen aus.

Dann machte der Lorok den tödlichen Fehler. Er vollführte einen ausschweifenden Schlag und entblößte seine Verteidigung. Benalir sprang zur Seite, stieß zu, und traf die Halsschlagader. Der Löwenmensch brach zusammen.

Er verschwendete keinen Gedanken an seinen Triumph und eilte zu Solof. Dem Magier war es gelungen, einen Lorok niederzustrecken, doch der Kampf gegen die zwei anderen kostete ihn augenscheinlich Kraft. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß.

Benalir zögerte nicht. Er zielte, holte aus, und rammte einem Feind die Klinge in den Rücken. Der Getroffene röchelte qualvoll. Sein Kumpan schien zu begreifen, dass er den Kampf verlieren würde, und wich zurück.

Benalir und Solof umkreisten ihn, die Schwerter zum letzten Stoß bereit. Auf einmal stutzte Benalir. In den bernsteinfarbenen Augen der Bestie schimmerte tatsächlich so etwas wie Furcht. Fühlten Loroks also doch etwas und folgten nicht nur ihren Trieben?

Jetzt ist nicht die Zeit, darüber nachzudenken, schalt er sich und setzte zum Angriff an, doch Solof kam ihm zuvor. Er täuschte einen Schlag von oben an, riss das Schwert dann in einem Bogen nach unten und traf den Lorok in der Kniekehle.

Das Wesen fasste sich an die Wunde, Blut tropfte von seiner Pranke, dann brach die Bestie zusammen.

Solofs Waffe glitt zurück in die Scheide. Er musterte den Lorok. Benalir war unschlüssig, was er tun sollte. Der Lorok umklammerte sein Bein; Blut quoll hervor.

„Soll ich es beenden?“

Benalir schaute Solof an. Er hoffte, entschlossen zu klingen, in Wahrheit jedoch wollte er die Kreatur von ihren Schmerzen erlösen. Er verabscheute die Loroks, doch deswegen musste man sie nicht sinnlos quälen.

Solof hob eine Hand. „Warte! Dieser Bursche könnte uns nutzen.“

Er kniete nieder und blickte den Lorok an. Der Zauberer wählte einen barschen Ton, der nicht zu seiner sonst so ruhigen und melodischen Stimme passte:

„Ihr habt kaum Kleidung und wirkt erschöpft. So kenne ich die Loroks nicht. Was ist euch zugestoßen?“

Der Löwenmensch hielt Solofs Blick stand und hustete schwach. Er atmete kaum noch.

„Es...“, begann er, brach ab, schnappte nach Luft, und sprach schließlich: „Der Wächter... im Rûn... er war es... lauerte in der Tiefe...“

Benalir verstand kaum ein Wort; Solof beugte sich noch weiter vor.

„Der Wächter? Es gibt eine Brücke, die über den Rûn führt. Ich hörte, sie wird von Belfang'schen Soldaten bewacht. Sprichst du von ihnen?“

Der Lorok griff sich an die Kehle und schüttelte den Kopf.

„E-eine Kreatur... im Wasser... erbarmungslos...“

Dann verstummte seine Stimme.

„Was meinte er damit?“, fragte Benalir.

Solof runzelte die Stirn.

„Ich will lieber nicht daran denken.“

Er sammelte ihre Sachen auf und reichte Benalir die Seinen.

„Wir müssen weiter, bevor ihre Kadaver andere Loroks oder Raubtiere anlocken.“

Ohne die abgestochene Lorok-Horde weiter zu beachten, stiegen sie den Hügel empor, von dem die Löwenmenschen herabgeprescht waren.

Die monotone Landschaft begleitete sie bis zum Abend. Am Himmel flogen und schnarrten die Krähen. Als die Sonne schon fast hinter dem westlichen Horizont versunken war, schlug Solof vor, ein Nachtlager zu errichten. Inmitten zweier Felsen, die Schutz vor dem Wind boten, machten sie halt.

Nachdem sie ihre Decken ausgelegt und mithilfe von Solofs Magie ein winziges Feuer entzündet hatten, brieten sie Speck darüber. Der würzige Geschmack wirkte für Benalirs Gaumen wie die reinste Wohltat und lenkte ihn für eine Weile von seinen Sorgen und den Geschehnissen der letzten beiden Tage ab. Doch kaum hatten sie ihr Mahl beendet, kehrte all das, was ihn belastete, zurück. Vor allem eine Frage ließ ihm keine Ruhe. Er sah Solof an.

„Darf ich dich etwas fragen?“

„Frag nur.“

Er zwinkerte ihm zu. Benalir fasste sich ein Herz.

„Wie willst du in die Zitadelle von Mildrid eindringen? Und wie gelangen wir in die Stadt?“

„Durch das Stadttor.“

Benalir war fassungslos. Seine Freunde schwebten in Lebensgefahr!

„Solof, die Stadt steht unter Zoranos Befehl! Die kontrollieren doch mit Sicherheit jeden.“

Am liebsten hätte er noch hinzugefügt: ‚Und wenn sie den Ring bei mir finden, dann ist Sarania verloren‘, doch das konnte er sich nicht erlauben, wenn er seine Mission vor Solof geheim halten wollte. Solofs Augen blitzten auf. Er reckte den Hals.

„Natürlich werden wir nicht einfach so durchs Tor schreiten. Wenn mein Plan aufgeht, dürften wir keinerlei Probleme bekommen.“

„Und wie lautet dein Plan?“

„Das erfährst du früh genug“, gab der Magier knapp zurück. „Als erstes sehen wir zu, dass wir den Fluss unbeschadet überqueren.“

„Den Rûn?“

Solof bejahte.

„Die letzten Worte dieses Loroks haben mir zu denken gegeben. Wenn tatsächlich etwas im Wasser lauert, das der Horde so zugesetzt hat, sollten wir aufpassen.“

„Wovor hast du Angst?“

„In den Tiefen des Flusses könnte etwas Böses lauern, was nur darauf wartet, uns anzugreifen.“

Er seufzte.

„Aber darüber machen wir uns Gedanken, wenn wir den Rûn erreichen. Ich übernehme die erste Wache.“

Benalir kam zu dem Schluss, dass es keinen Sinn machte, weiter nachzufragen; er

wickelte sich in seine Decken ein, betete zu Haka, seinem Schutzgott, und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen allerdings wachte Benalir mit dem Gefühl auf, wirklich wieder einmal gut geschlafen zu haben, ehe er erschrocken feststellte, dass dies an Solof lag. Der Magier hatte ihn während der Nacht nicht ein einziges Mal geweckt. Er schämte sich, als er Solofs rot geäderte Augen erkannte; dunkle Ringe zeichneten sich darunter ab. Dennoch wirkte der Magier nicht müde, sondern so, als verspüre er einen ungeheuren Tatendrang.

Bevor Benalir etwas sagen konnte, sprach Solof:

„Du hast so ruhig geschlafen, es war eine Wohltat, dir dabei zuzusehen. Und du wirst deine Kräfte noch brauchen.“

Er erhob sich und löschte die letzte Glut des Feuers.

Als sie marschbereit waren und schließlich weiterzogen, setzte Regen ein. Walnussgroße Tropfen prasselten herab und weichten die Erde auf. Windböen fegten über sie hinweg.

Je schlechter das Wetter wurde, desto mehr fürchtete Benalir um seine Orientierung, aber Solof schien genau zu wissen, welchem Pfad sie zu folgen hatten. Er zögerte nicht eine Sekunde, wischte sich immer wieder die nassen Haare aus dem Gesicht, und stapfte voraus, bis sie den Kamm eines Hügels erklommen. Solof hielt inne.

„Dahinten liegt der Fluss.“

Benalir trat neben seinen Gefährten und schaute auf die Ebene vor ihm. Einzelne Baumgruppen verteilten sich darüber. In der Ferne machte er den schemenhaften Verlauf des Rûns aus. Es mochten noch acht oder neun Meilen bis dorthin sein.

Solof erlaubte Benalir, die Landschaft einen Augenblick lang zu betrachten, dann drängte er ihn weiter. Benalir stimmte bereitwillig zu. Seine Aufregung wuchs. Mit jedem Schritt näherte er sich dem Ort, an dem man Alana, Giano und Danfalius gefangen hielt. Noch immer plagten ihn Zweifel. Welche Gräuel und düsteren Kreaturen würden ihm in Mildrid begegnen? Alana hatte ihn in ihrer geistigen Verbindung vor Tod und Verderben gewarnt.

Der Regen flaute ab, wohingegen die Pflanzen um sie herum sich verdichteten. Immer häufiger ragten Tannen und andere Bäume gen Himmel auf.

„Merkst du, dass wir uns dem Fluss nähern?“, erkundigte sich Solof, nachdem sie beide eine Zeitlang geschwiegen hatten. „Die Luft riecht hier anders: Feuchter, klarer und frischer.“

Benalir atmete tief ein; Solof hatte recht. Plötzlich stutzte er. Die Bäume vor ihnen wichen einer lehmigen Fläche, die bis zum Ufer führte. Sie waren zum Rûn vorgedrungen.

Der Strom war breiter, als Benalir erwartet hatte, und raste nur so dahin. Dunkelblaue Wassermassen schäumten wie eine unaufhaltsame Urgewalt. Sie wirkten so, als warteten sie nur darauf, jeden zu verschlingen, der sich in sie begab. Während Benalir noch darüber staunte, ließ Solof seinen Blick schweifen.

„Hast du nicht gesagt, es gäbe eine Brücke?“

Ein unbehagliches Gefühl kroch in Benalir hoch.

„Falls mich meine Erinnerung nicht trügt, existierte beim letzten Mal noch ein Übergang, und zwar genau an dieser Stelle“, erwiderte Solof. Er blickte nachdenklich. „Anscheinend haben die Loroks versucht, den Strom auf andere Art und Weise zu durchqueren, und dabei ist ihnen irgendetwas in die Quere gekommen.“

„Und wie gelangen wir hinüber?“

„Das weiß ich nicht. Uns fehlt die Zeit, ein Floß zu bauen...“

„Dann schwimmen wir durch den Fluss“, schlug Benalir vor.

„Dadurch?!“

Solof schüttelte den Kopf.

„Gegen die Strömung kommen wir nicht an. an. Außerdem... wenn im Fluss tatsächlich dieser Wächter lauert, von dem der Lorok gesprochen hat, tun wir gut daran, das Wasser zu meiden.“

Benalir verschärfte seine Überlegungen.

„Was ist mit deiner Magie? Du hast mir von einem Zauber erzählt, der zwei Personen von einem Ort zum anderen bringt.“

„Ich könnte ‘Vularcondûs` nutzen, ja. Aber der Einsatz von Magie kostet Kraft, und gerade ich werde meine Energie in Mildrid noch brauchen.“

Sie verfielen in Schweigen. Benalir sann darüber nach, wie der Fluss zu überqueren sei. Er betrachtete den Rûn. Auf einmal schlug sein Herz höher. Ein Schatten glitt durchs Wasser.

Was immer es auch gewesen sein mochte, für einen gewöhnlichen Flussbewohner war es entschieden zu groß.

„Hast du das gesehen? Der Lorok hatte recht. Irgendetwas treibt in diesem Fluss sein Unwesen...“

Solofs Miene verfinsterte sich. „Dann werde ich wohl oder übel Magie verwenden. ‘Vularcondûs` raubt einem zu viel Kraft, daher werde ich auf etwas anderes zurückgreifen.“

Er trat ans Ufer, hob beide Arme, und donnerte:

„Cónstra ón tarpón!“

Fasziniert verfolgte Benalir den Zauber. Nebel legte sich über den Fluss, Nebel in Form einer Brücke.

„Beeil dich!“

Noch immer überwältigt von der Erscheinung, handelte Benalir und rannte los. Als er die Nebelbrücke betrat, wunderte er sich. Der Boden war weder weich noch fest; ein Zustand, der nur auf Magie beruhen konnte.

Er zwang sich weiterzulaufen, das gegenüberliegende Ufer fest im Blick.

Benalir seufzte erleichtert, sowie er wieder festen Boden unter sich spürte. Seine Erleichterung wich sogleich der Sorge um Solof. Er drehte sich um.

Solofs Arme ragten noch immer empor. Nun schritt er selbst über die magische

Brücke. Die Konzentration, die er aufwandte, um sie aufrechtzuerhalten, schien förmlich greifbar.

Inzwischen hatte Solof die Hälfte der Brücke hinter sich gelassen. Da passierte es: Blitzschnell, für das bloße Auge kaum erkennbar, schoss die schwarze Kreatur aus dem Wasser und baute sich vor Solof auf.

Benalir schlug die Hand vor den Mund.

Das Wesen schien aus dunklem, dickflüssigem Schleim zu bestehen; Beine fehlten gänzlich; vier lange Tentakel endeten in fleischigen Saugnäpfen. Ohne Vorwarnung wirbelten sie in Richtung Solof.

„Parda, cústamur!“, brüllte der Magier.

Benalir wurde Zeuge, wie eine schimmernde Wand vor Solof erschien, an der die Tentakel seines Gegners abprallten.

Die Tat hatte Solof vor Schaden bewahrt, jedoch auch dafür gesorgt, dass er sich nicht mehr voll auf die Aufrechterhaltung seiner Brücke konzentrierte. Der Nebel lichtete sich.

„Solof, die Brücke!“

Während die Kreatur noch immer versuchte, mit ihren Tentakeln den magischen Schild zu durchbrechen, murmelte Solof Worte, die Benalir nicht verstand. Gebannt beobachtete er, wie sich zwischen den Handflächen seines Gefährten eine Feuerkugel bildete.

„Múrta úl kranók!“

Solofs Stimme glich einem Donnerhall. Er streckte die Arme von sich. Mit unfassbarer Geschwindigkeit raste der Feuerball auf den Wächter zu. Ein heller Blitz flammte auf und erhellte die Umgebung, als Solofs Geschoss auf das Monster traf; der Schleim seines Körpers war durchbrochen von der immer noch grell lodernden Feuerkugel.

Das Geschöpf schien benommen, taumelte umher, und stürzte mit einem markerschütternden Schrei in die Fluten des Flusses. Dort, wo der glühende Körper hinabgetaucht war, stieg zischender Dampf auf. Stille breitete sich aus.

„Solof, lauf!“

Benalirs Herz pochte wie verrückt. Der Nebel hatte sich mittlerweile fast vollständig aufgelöst. Solof wirkte völlig erschöpft. Benalir bezweifelte, dass sein Gefährte noch lange durchhielt. Der Zauberer stolperte in Richtung des Ufers, wo der junge Schmied aufgereggt hin und her lief.

„Du hast es fast geschafft!“

Benalir beugte sich nach vorne und trieb Solof an. Ihm stockte der Atem, als die Nebelbrücke plötzlich ganz verschwand.

Solof verlor das Gleichgewicht und stürzte – kaum einen Schritt von seinem Ziel entfernt - in den Fluss. Kurzzeitig zog es ihn unter Wasser, dann tauchte sein Kopf an der Oberfläche auf.

„Gib mir deine Hand!“, schrie Benalir, kniete sich an den Uferrand, und streckte seinen rechten Arm aus.

Indes kämpfte Solof gegen die Strömung an. Unter Aufbietung all seiner Kräfte packte er Benalirs Hand. Durch seine Vergangenheit als Schmied ruhte in seinen Händen Kraft, trotz seiner schwächtigen Statur. Solof bemühte sich noch immer, dem Fluss zu entrinnen, da sah Benalir, dass ein Schatten im Wasser auf den Magier zuschwamm.

„Hinter dir!“

„Was zum-?“

Solof verharrte einen Moment, dann keuchte er. Zwei Saugnäpfe klammerten sich an seine Schultern, rüttelten an ihm, und zerrten ihn zurück.

Benalir stemmte sich gegen die Fangarme. Er bündelte sämtliche Kräfte, klammerte sich an Solof, und versuchte, ihn ans Ufer zu ziehen. Wasser spritzte auf; ein ekelerregendes, geiferndes Geräusch ertönte. Benalirs Augen weiteten sich vor Furcht. Er starrte in einen weit aufgerissenen Schlund voller fauliger Zähne. Während die Tentakel gewaltsam an Solof rissen, schnappte die Bestie zu, verfehlte den Zauberer um Haaresbreite, und riss stattdessen seinen Umhang in Fetzen.

Benalir brüllte wie ein Wahnsinniger, in dem Wissen, dass er dem Druck nicht mehr lange standhielt. Ein irrwitziger Gedanke jagte ihm durch den Kopf. Doch er musste es wagen, andernfalls gewann das Ungeheuer früher oder später die Oberhand.

„Pack meine linke Hand!“, schrie er, und noch während er dies rief, tastete seine rechte Hand nach seinem Schwert. Mit letzter Kraft löste er die Klinge vom Gürtel, zielte auf einen der glitschigen Fangarme, und schlug zu. Die Klinge bohrte sich ins Fleisch und trennte einen der Saugnäpfe vom Leib. Der Flusswächter grollte und zappelte. Von Wut beseelt zielte Benalir auf den zweiten Tentakel, gleichzeitig achtete er darauf, Solof festzuhalten. Dann schlug er erneut zu und traf auch diesmal.

Die Bestie stöhnte und ächzte. Endlich fühlte Benalir, wie sie nachgab und von ihrem Opfer abließ. Er seufzte erleichtert. Solof, von Kopf bis Fuß durchnässt, kniete neben ihm, allerdings nur kurz. Dann rappelte er sich auf.

„Weg vom Ufer!“

Benalir gehorchte nur zu gerne.

Sie stützten sich gegenseitig, bis der Magier halt machte, sich in der Nähe eines Baumstamms niederließ, und ein Feuer entzündete. Benalir kauerte sich neben ihn; ihn fröstelte, was nicht bloß am kalten Wind lag. Beide brauchten einige Minuten, um den Schrecken abzuschütteln. Solof wärmte seine Hände am Feuer und betrachtete seinen Reisebeutel.

„Den Proviant darin können wir vergessen“, knurrte er. „Die Vorräte aus deinem Beutel müssen wir besonders gut einteilen. Das werden verdammt harte Tage.“

Ihre Vorräte kümmerten Benalir derzeit nicht wirklich. Stattdessen brannte ihm eine andere Frage auf der Zunge.

„Was war das?“

Solofs Mundwinkel zuckten.

„Ich weiß es nicht und wenn ich ehrlich sein soll, will ich es auch gar nicht wissen. Ich

frage mich nur, was mit der echten Brücke geschehen ist.“

Er strich über seine Kleidung.

„Ich werde meine Sachen mittels Magie trocknen, ansonsten erfriere ich noch.“

Seine Augen trübten sich, er wirkte müde.

„Spätestens übermorgen erreichen wir Mildrid.“

Benalir schluckte. Ihn ängstigte es, dass Solof Anzeichen von Schwäche offenbarte. Er hatte immer geglaubt, den Magier könne nichts aus der Fassung bringen, und nun waren es seine eigenen Zauber, die ihn erschöpften.

„Die Burschen im Wald, die Loroks, diese Kreatur im Rûn...“

Solofs Miene verdüsterte sich.

„Dunkle Zeiten.“

Sein Blick verweilte auf Benalir.

„Wie weit würdest du gehen, um deine Freunde zu retten?“

„Ich würde alles tun! Sie sind meine Gefährten.“

„Wenn das so ist“, entgegnete Solof und seine Augen flackerten wie das Feuer, das er heraufbeschworen hatte, „dann lehre ich dich von nun an Magie, damit wir unsere Kräfte bündeln können. Es werden nur Grundlagen sein, doch fürs Erste und bis wir deine Freunde befreit haben, sollte das genügen.“

Benalir konnte kaum glauben, was er soeben gehört hatte. Er würde Magie lernen! Endlich etwas, das ihm im Kampf gegen die dunklen Mächte von Nutzen sein würde. Solofs Vorhaben erfüllte ihn mit ungeahnter Freude und machte ihm einmal mehr bewusst, wie sehr sein Leben sich in den letzten Wochen verändert hatte.

3 Schachzüge

Gundamôk starrte an die Felswand vor ihm. Wie eine nicht enden wollende Kathedrale aus Stein ragte sie in den Himmel. Düstere Gewitterwolken brauten sich am Himmel zusammen. Die umliegenden Berge des Feuergebirges wirkten imposant und unantastbar.

Der Zwerg schluckte und fuhr sich mit der Hand durch seinen kastanienbraunen Vollbart. Es kam ihm wie ein Traum vor, dass er vor wenigen Wochen noch Torwächter des Dorfes Agalam gewesen war, bis Zoranos Schergen es überfallen und niedergebrannt hatten. Er selbst hätte damals zum Verhör in die Alet-Berge geschleppt werden sollen, aber durch eine glückliche Fügung des Schicksals war es einer Gruppe von Elfen gelungen, ihn den Klauen der Loroks zu entreißen.

Sie hatten ihn in ihre Heimat – den sagemumwobenen Siofelwald – geführt und dort der Obhut eines Heilers anvertraut. Nachdem seine Wunden geheilt waren, hatten ihn die Waldbewohner gefragt, ob er bereit wäre, eine Schar unabhängiger Zwerge aus dem Feuergebirge als Verbündete zu gewinnen.

Gundamôk hatte bereitwillig zugestimmt, einerseits aus Dankbarkeit, andererseits getrieben vom Verlangen, seinen Teil im Kampf gegen den Tyrannen beizutragen.

Und nun stand er hier, ein Reisebündel geschultert, in schmutzige Kleidung gehüllt. Die Elfen hatten ihm den ungefähren Aufenthaltsort der Zwerge beschrieben, doch im Gebirge waren solche Angaben nicht viel wert.

Er seufzte, wandte sich von der Wand ab und stapfte einen Pfad entlang, auf dem sich zahlloses Geröll türmte. Nach einer Weile gabelte sich der Weg.

Während er überlegte, welchen Weg er einschlagen sollte, wehte von irgendwo – es schien nah und fern zugleich – eine heisere Stimme zu ihm herüber:

„Ein Zwerg irrt durch die Berge. Wie amüsant!“

Der anfängliche Schreck Gundamôks wich Verärgerung. Er hob seine Stimme:

„Wer spricht da? Zeig dich!“

Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann antwortete die Stimme:

„Ich an deiner Stelle würde keine Forderungen stellen.“

„Sprich nur weiter“, knurrte der Zwerg und verstärkte den Griff um seine Axt.

„Ich könnte dir helfen...“

Gundamôks blaue Augen verengten sich zu Schlitzen, sein Körper bebte.

„Ich komme sehr gut alleine zurecht.“

„Das sehe ich“, krächzte die Stimme. „Wenn du weiter ziellos durch die Berge läufst, findest du die Zwerge niemals.“

„Woher-? Bist du einer von ihnen?“

Die Stimme lachte dunkel:

„Nein. Aber ich kenne ihr Versteck.“

Gundamôk runzelte die Stirn. Ihm passte es überhaupt nicht, mit einer körperlosen Stimme zu reden.

„Weshalb sollte ich dir glauben?“

„Du hast keine Wahl.“

In die Stimme mischte sich ein Hauch von Ungeduld. „Mit jeder Minute, die verstreicht, nähern sich die Truppen des dunklen Lords Rivania. Bis du die Zwerge gefunden hast, könnte das Schicksal der Stadt längst besiegelt sein. Die Entscheidung liegt bei dir.“

Die Stimme verstummte und überließ Gundamôk seinen Gedanken. Der Krieg würde die Hauptstadt Belfangs in absehbarer Zeit einholen. Rivania brauchte jeden Soldaten. Er musste dem unsichtbaren Wesen wohl oder übel vertrauen.

„Ich folge dir.“

„Eine weise Entscheidung“, lobte die Stimme. „Begib dich auf den rechten Pfad.“

Gundamôk seufzte und setzte sich in Bewegung. Der Weg vor ihm verlangte ihm noch mehr ab als der davor. Ein ums andere Mal hinderten ihn spitze Felsen und Geröll daran, zügig voranzukommen.

Von der Stimme war nichts mehr zu hören. Gundamôks Weg führte nur in eine Richtung, immer geradeaus.

Nach einer Weile neigte sich der Pfad dem Ende zu. Als es soweit war, stand dem Zwerg die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben.

Eine Sackgasse! Ärger wallte in ihm auf. Granitgrauer Fels versperrte ihm den Weg. Er wollte gerade kehrtmachen, da meldete sich wieder die Stimme zu Wort:

„Hier ist es.“

Gundamôk blieb stehen.

„Ach ja? Ich sehe keine Zwerge! Nochmal lasse ich mich nicht in die Irre führen!“

„Bitte in deiner Sprache um Einlass!“

Die Aufforderung klang so scharf, dass Gundamôks Wut sich in Unmut verwandelte.

„Ich soll was?“

„Sagen, dass du ein Freund bist, in Frieden kommst, und Einlass begehrt – und das alles in der Zwergensprache. Die beherrscht du ja wohl.“

Gundamôk zögerte. Er starrte auf das Felsmassiv vor ihm.

Es gibt nicht einmal ein Tor, aus welchem Grund sollte ich um Einlass bitten?

Andererseits, da er sich schon einmal zum Narren gemacht hatte... was konnte er noch verlieren?

Es dauerte einen Moment, bis ihm die richtigen Wendungen einfielen; es war lange her, dass er mit anderen Zwergen gesprochen hatte.

„Arô u onkor, stu páda ond dônko cûlûk!“

Gundamôks Magen kribbelte, sein Herz schien still zu stehen, angesichts dessen, was sich vor seinen Augen abspielte: Die Wand löste sich wie Nebel auf. Gleich darauf blickte er einem Zwerg ins Gesicht, der Gundamôk um einen halben Kopf überragte. Seine grauen Augen huschten misstrauisch umher. Während er langsam einige Schritte vorwärts machte, formten sich die schmalen Lippen und Wangenknochen zu einer Miene, die Gundamôk nicht zu deuten vermochte. Er betrachtete das lederne Wams und die Stiefel seines Gegenübers.

„Kôn aras, wû kèrik?“, knurrte der Zwerg. Hinter seinem Rücken klappte ein schwarzes Loch.

Gundamôk hatte Mühe, der schnellen Aussprache zu folgen. Er wog ab, in welcher Sprache er antworten sollte, und entschied sich für die Saran'sche Hochsprache.

Er hoffte inständig, dass der Zwerg dies nicht als Beleidigung auffasste. Zumindest würde er so Missverständnissen vorbeugen.

„Ich bin Gundamôk aus den Alet-Bergen, Sohn von Gôrdok. Ich reise im Auftrag der Elfen aus dem Siofelwald. Ich muss mit eurem Anführer sprechen. Uns bleibt nicht viel Zeit.“

Der Wächter runzelte die Stirn; Gundamôk nahm erleichtert zur Kenntnis, dass die Miene des Zwerges ein wenig freundlicher wurde.

„Gôrdoks Sohn?“, fragte er und zupfte an seinem Bart. Gundamôk nickte rasch.

„Ich kannte deinen Vater. Er war ein ehrbarer Zwerg.“

Gundamôk verzog die Mundwinkel. „Dann weißt du mehr über ihn als ich. Ich habe ihn nie kennengelernt. Darf ich also zum Führer eures Clans sprechen?“

Der Wächter hob den Kopf und atmete tief durch.

„Ich bringe dich zu Karkûm. Doch zuerst antworte mir auf eine Frage: Wie hast du uns gefunden? Und woher kanntest du die richtigen Worte?“

Gundamôk dachte nach. Er stand vor einer Audienz beim Führer der Zwerge, die er als Verbündete gewinnen sollte. War es in dieser Situation ratsam, von der Stimme zu erzählen, die ihn hierher geführt hatte?

Nach kurzem Zaudern entschloss er sich, die Wahrheit zu sagen. So knapp wie möglich schilderte er, wie es ihn zum Lager der Zwerge verschlagen hatte.

Der Wächter wirkte nicht vollends überzeugt.

„Eine körperlose Stimme hat dich zu uns geführt? Merkwürdig, äußerst merkwürdig... soweit ich weiß, lebte in Sarania nur ein Volk, das es vermochte, sich nach Belieben unsichtbar zu machen, doch gilt diese Rasse als ausgestorben.“

Der Zwerg schüttelte, offensichtlich leicht verwirrt, den Kopf, und reichte Gundamôk anschließend die Hand. „Willkommen, Zwergenfreund. Mein Name lautet Gwar.“

Gundamôk erwiderte den Händedruck, dann wandte Gwar ihm den Rücken zu, flüsterte einige Worte, und entzündete eine Fackel, die das Dunkel vor ihnen erhellte. Ein enger Gang kam in Sicht.

Während Gundamôk sich interessiert umschaute, sprach Gwar klar und deutlich:

„Pôrkûk, tûke dâpit!“

Die Öffnung, durch die sie in den Gang gelangt waren, wandelte sich nach und nach; binnen Sekunden schaute Gundamôk auf kargen Fels.

„Folge mir!“, befahl Gwar und ging voraus. Gundamôk lief hinterher.

Obwohl er nicht sonderlich hoch gewachsen war, zwang ihn die Decke dazu, in geduckter Haltung voranzuschreiten. Die drückende, modrige Luft erschwerte das Atmen. Außer ihren Schritten war nichts zu hören. Gundamôk schluckte. Er hatte die erste Hürde eines schwierigen Unterfangens gemeistert, doch würde der Anführer des Zwergen-Clans ihm Gehör schenken? Und welches Geheimnis verbarg sich

hinter der körperlosen Stimme? Er versuchte, vorerst nicht daran zu denken, und ärgerte sich zugleich über einen Stein, der ihn unglücklich stolpern ließ.

Die Nacht hatte sich wie eine riesenhafte, schwarze Decke über Mildrid ausgebreitet. Die Hauptstadt Rivurs lag düster und verlassen da; sie wirkte trostlos und leer. Kein Mensch streifte durch die Gassen.

Eine graue Mauer umschloss die Stadt. Zinnen und Wachtürme erweckten den Anschein eines riesigen Kriegslagers. Baracken, Spelunken, Geschäfte und Häuser reihten sich aneinander. Sie wären nicht weiter aufgefallen, hätte im Herzen der Stadt nicht eine gewaltige, schwarze Zitadelle aufgeragt. Wie ein in die Erde gestoßener Dolch erstreckte sie sich gen Himmel.

Dort oben, im höchsten aller Zimmer, stand Mokrom am Fenster und ließ den Blick seiner kristallweißen Augen über Mildrid schweifen, die größte Stadt im Süden – seine Stadt.

Mokroms Lippen verzogen sich zu einer Grimasse. Er fuhr sich durch das Haar, das rötlich schimmerte und ihm in Wellen über den Rücken fiel. Er mochte seine äußere Erscheinung, die knochigen Gelenke, die eingefallenen Wangen und die spitze Nase. Ein Mensch hätte ihn hässlich genannt, doch was kümmerte Mokrom die Meinung eines Menschen?

Er war ein Halbdämon und Statthalter von Mildrid. Lord Zorano persönlich hatte ihn in diesen Rang erhoben, nachdem seine Truppen hier eingefallen waren und die Stadt besetzt hatten.

Erinnerungen an seine Vergangenheit jagten ihm durch den Kopf. Er verdrängte sie. Die Vergangenheit zählte nicht, sondern das Hier und Jetzt.

Mokrom knirschte mit den Zähnen. Trotz seiner Stellung herrschte er nicht alleine über Mildrid. Er teilte die Befehlsgewalt mit Amala und Rekor – zwei der gefürchteten Zurdrûks, die Zorano zu seinen Vasallen zählte.

Mokrom hasste die Wolfsreiter; zwar fürchtete er sie nicht, wie viele andere Diener des Schattenfürsten es taten, aber er mied ihre Gesellschaft. Sie besaßen ihre Aufgaben und er die Seinen. Solange sie sich an die Absprachen hielten, würde die Kontrolle der Stadt reibungslos funktionieren.

Vor vier Tagen allerdings hatte sich die Situation verändert. Ein weiterer Zurdrûk war samt Gefolge und drei Gefangenen in Mildrid aufgetaucht: Kenitra, der einzige Wolfsreiter, den sogar Mokrom fürchtete. Kenitra hatte verlangt, die Gefangenen – eine Elfe, einen Menschen und einen Rivurianer –, sofort in die Kerker der schwarzen Zitadelle zu sperren.

Mokrom gehorchte nur äußerst widerwillig fremden Befehlen, aber Kenitra stand zu hoch in der Gunst des Tyrannen, als dass er es gewagt hätte, sich den Anweisungen zu widersetzen.

Und nun verweilte Mokrom hier in seinem Gemach. Ein Dutzend Fackeln warfen gespenstische Schatten auf die Felswände. Die Einrichtung des Zimmers bestand aus einem einzigen Holztisch samt Stuhl. Mokrom machte sich nichts aus solchen

Dingen; er gierte nach Macht und Einfluss.

Der Halbdämon schreckte aus seinen Gedanken, als es an der Tür pochte. Bevor ihm ein Wort über die Lippen glitt, flog die Tür auf. Eine komplett in schwarz gewandete Gestalt stolzierte hinein. Ihr Mantel schleifte über den Boden und wirbelte Staub auf. Das gesichtslose Antlitz war starr auf Mokrom gerichtet.

Die Augenlider des Statthalters zuckten. Kenitra hatte den Raum betreten.

„Was willst du?“, fauchte Mokrom; seine Stimme klang heiser; ein gefährliches Funkeln stahl sich in seine Augen.

Kenitra rührte sich nicht von der Stelle. Seine Antwort glich dem Zischen einer Schlange:

„Es gibt Dinge, über die wir sprechen müssen!“

Mokrom verzog das Gesicht.

„Vielleicht verrätst du mir dann erstmal, was es mit dieser Gruppe auf sich hat, die ich ins Verlies werfen ließ.“

„Ich erhielt vor geraumer Zeit den Auftrag, einen Schmiedsohn namens Benalir zu finden und ihn an unseren Herrn auszuliefern. In Fulna hätte ich es fast geschafft. Durch einen unglücklichen Zufall erwischte ich nur seine Gefährten. Den Rest kannst du dir denken.“

Mokrom hob die Brauen. Jetzt begriff er.

„Du benutzt sie als Köder für den Jungen.“

Als Kenitra nichts erwiderte, fuhr Mokrom fort:

„Was macht dich so sicher, dass er hier erscheint? Und was will der Herr der Schatten von so einem Balg?“

Der Zurdrük prüfte seine Eisenhandschuhe, ehe er antwortete: „Er wird seine Freunde nicht im Stich lassen. Ich habe meinen Truppen und euren Wachen befohlen, jeden in der Stadt zu überprüfen. Keine Spur von dem Burschen! Meine Geduld ist aufgebraucht! Ich werde nicht länger auf ihn warten.“

Mokrom rieb sich die Hände. Es bereitete ihm diebisches Vergnügen, Kenitra in derart gereizter Stimmung zu erleben.

„Was habe damit zu tun?“

Kenitras Haupt hob und senkte sich wieder.

„Du wirst mir helfen, den Schmiedsohn hierher zu locken.“

„Wie das?“

„Stell dich nicht dumm!“, zischte Kenitra. Seine behandschuhte Faust krachte auf Mokroms Tisch. „Du liebst Tod, Gewalt und Verderben. Der Marktplatz, Mokrom, der Marktplatz! Lässt du dort nicht regelmäßig Aufständische und Bürger hinrichten?“

Mokrom schnaubte. Dass er zu öffentlicher Folter und Hinrichtungen neigte, wusste jeder in Mildrid.

„Was erwartest du von mir?“

Kenitra beugte sich vor, stützte die Ellebogen auf dem Tisch ab, und flüsterte:

„Sorg dafür, dass die Gefangenen hingerichtet werden... und zwar so bald wie möglich. Die Nachricht soll sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreiten. Falls

Benalir sich hier – und sei es der kleinste Winkel – versteckt hält, wird er sich am Tag der Hinrichtung zu erkennen geben. Das war alles, was ich dir mitteilen wollte... Statthalter.“

Er spuckte das letzte Wort aus wie Speichel. Erneut flammte Zorn in Mokrom auf. Er schluckte seinen Hass hinunter.

„Ich kümmere mich darum.“

„Das will ich hoffen.“

Kenitra richtete sich zu seiner vollen Größe von rund sechseinhalb Fuß auf und wandte sich zum Gehen.

„Du hörst in den nächsten Tagen von mir. Verschwende keine Zeit!“

„Wünscht der Fürst der Zurdrûks sonst noch etwas?“, rief Mokrom ihm spöttisch hinterher. Kenitra blieb stehen und drehte sich um.

„Da du schon fragst: Das Fleisch für meinen Wolf lässt zu wünschen übrig. Ich rate deinen Männern, ihn ordentlich zu füttern, denn falls er kein frisches Fleisch bekommt... wer weiß...“

Und damit machte er auf dem Absatz kehrt und rauschte aus dem Zimmer.